XIV.

SCHLUSSWORT.

Wenn ich im Nachfolgenden einige Worte über die Menschen sage, welche mir in Amerika entgegentraten, so muss ich mich vor allem gegen die Annahme verwahren, als wollte ich ein umfassendes Bild der Bevölkerungen geben. Ich übergehe deshalb auch völlig den zahlenmässig grösseren Theil der Bewohner des Erdtheiles, die Anglo-Amerikaner, über deren Eigenart sattsam gesprochen und geschrieben worden ist. Ich will vielmehr an die Schilderung meiner Reiseerlebnisse nur einige Bemerkungen über die Völker des tropischen und des südlichen gemässigten Amerika knüpfen. So verschieden hier die Lebensbedingungen in den einzelnen Ländergruppen, so abweichend das Klima der Hochländer und der Tiefebenen zwischen den Wendekreisen und der Grasfluren des Südens, so gehen doch gewisse Characterzüge gleichförmig durch von Mexico bis Patagonien, und gerade diese will ich versuchen wiederzugeben.

Aus drei Elementen baut die Bevölkerung der spanisch-amerikanischen Länder sich auf: aus den Abkömmlingen der Urbewohner, aus den spanischen Einwanderern der letzten drei Jahrhunderte und aus den neuerdings angesiedelten Fremden. Während die ersten beiden Klassen durch zahllose Mischformen verbunden sind, halten die Fremden sich durchgehend vom Volke gesondert. Ein viertes Element zeigt sich nur innerhalb der Wendekreise,

und auch dort nur an der Küste und in einzelnen Tiefthälern; es sind die Nachkommen ehemaliger Negersklaven. Geschlossen erscheinen diese nur auf den Antillen und in den Küstenländern des Karibischen Meeres, sowie in Brasilien.

Betreffs der Urvölker muss ich wiederholen, was ich mehrfach bereits ausgesprochen habe: ethnologisch interessant, sind sie für den ästhetischen Beobachter entschieden langweilig zu nennen. Zwei Völkergruppen allein sind von den Zeiten der Eroberung bis auf den heutigen Tag dauernd ein Gegenstand des Interesses für Europa geblieben, die Stämme des Aztekenreiches von Mexico, und die Quichua und Aymará, über welche die Incas von Peru herrschten. Andere Völker haben unter der spanischen Herrschaft überraschend schnell ihre Eigenart eingebüsst. Unter den Chibcha-Indianern von Bogotá ist nicht ein Einziger, der noch die Sprache seiner Vorfahren könnte, von den Caras, den einstigen Beherrschern von Quito, weiss man so gut wie nichts. Nie ist erforscht worden, welches Volk die Götzenbilder im heiligen Walde von San Augustin an den Quellen des Magdalena anbetete, oder wer die grossartigsten Tempelbauten in Südamerika gründete, deren Reste man bei Tiahuanaco findet, im Lande der Aymará-Indianer am Titicacasee. Und selbst was bei Azteken und Quichua an alten Traditionen und alten Denkmälern übrig blieb, ist herzlich wenig. Humboldt erklärt ihren Verfall damit, dass eindringende Europäer systematisch den höher gebildeten Theil der Stämme, die Herrscher, Priester und Edlen vertilgt haben, sodass nur der niedere Theil ohne Leitung und ohne Halt zurückblieb. Allein wo eine solche Ausrottung der oberen Stände in wenigen Jahrhunderten das gesammte Volk auf die tiefste Stufe der Indolenz und Geistesträgheit herabdrücken konnte, da ist eben der Beweis geliefert, dass jenes Volk als Ganzes einen niederen geistigen Standpunkt von jeher eingenommen hat. Ein Beispiel aus der alten Welt mag meine Ansicht erläutern. Nachdem das Weltreich Alexanders zerfallen, sind durch Jahrtausende über Persien die Stürme wildester Beutezüge und Kriegsheere einhergebraust. Arabische Horden von Süden, turanische und mongolische von Norden warfen alles vor sich nieder was

sich ihnen nicht beugte. Und gleichwohl hat bis zu den spätesten Geschlechtern der glänzende Geist des iranischen Stammes wieder aufgeleuchtet sobald für ein Menschenalter friedlichere Zeiten kamen. Selbst in die Nachbarländer drang er vor und überwand die Sieger: am Hofe der Khalifen von Baghdad herrschte persischer Geist und persische Kunst ebensowohl wie am Pfauenthrone der Mongolenkaiser von Delhi. Eine solche Elasticität des Verstandes ist den Völkern Amerika's fremd; einmal niedergedrückt erhebt ihr Geist sich nicht wieder.

Will man in kurzen Worten ein Urtheil über den Character des Indianers fällen, so darf man nur wiederholen, was la Condamine vor mehr als einem Jahrhundert schrieb*). Er sagt: „L'insensibilité en fait la base. Je laisse a décider si on la doit honorer du nom d'apathie, ou l'avilir par celui de stupidité." Ich bin stark geneigt, den Ton auf die letzte Hälfte des Satzes zu legen und beim Indianer lediglich von Stumpfsinn zu sprechen, nicht von Stoicismus. Stoisch kann ein Geist nur genannt werden, der unter Umständen auch zu lebendiger Thätigkeit sich fähig zeigt, und das ist beim Indianer nicht der Fall. Verhindert nun dieser Mangel an geistigen Anlagen das Indianervolk, als ein Ganzes an dem civilisirten Leben der Neuzeit theilzunehmen, so wird gerade durch seinen Stumpfsinn der einzelne Indianer vor vielen Sorgen und Mühen behütet, welche in jenen Ländern einen jeden bedrängen, dessen Geist noch eine Spur von Regsamkeit bewahrt hat. Die misera contribuens plebs lebt dort weit glücklicher als der Weisse, der es bei den ewigen Wirren selten zum dauernden Wohlstand, nie zum ruhigen Genusse seines Daseins bringen kann.

Es ist zu bedauern, dass gefärbte Schilderungen der spanischen Eroberer, noch glühender ausgemalt von späteren Schriftstellern, dem europäischen Publikum bis in die neueste Zeit die glänzendsten Bilder von den indianischen Reichen der Incas und der mexicanischen Herrscher vorgeführt haben. Leider ist es jetzt

*) La Condamine, Voyage de la rivière des Amazones, p. 50.

nicht mehr möglich, das Quellenmaterial mit strenger Kritik zu sichten und nach Verbannung aller Uebertreibungen ein treues Bild von den socialen Zuständen in jenen Reichen zu geben. Nur der Stand ihrer Gewerbthätigkeit lässt sich aus Gräberfunden und anderen Denkmälern mit Sicherheit ermessen. Von den überlieferten Daten jedoch, aus welchen auf ein lebendig entwickeltes Staatswesen geschlossen worden ist, erscheint es immerhin zweifelhaft in wie weit man ihnen Glauben beimessen darf. Gerade diejenige Angabe, welche das geregelte Staatswesen der Incas am kräftigsten zu stützen scheint, entbehrt jeder thatsächlichen Grundlage. Ich meine die wohlgehaltene gepflasterte Heerstrasse von einem Ende des Reiches zum anderen. Sie hat vermuthlich nie existirt. Was Humboldt am Páramo del Assuay für ihre Ueberreste hielt, ist nach dem Zeugniss neuerer Forscher lediglich anstehendes Gestein. Gewiss bleibt es eine undankbare Aufgabe, von dem künstlichen Gebäude der alten Herrlichkeit einen Stein nach dem anderen abzutragen, allein man muss sich erst von falschen Vorstellungen über die Vorzeit frei machen, um die jetzigen Zustände zu verstehen. Dass der Indianer in jenen Ländern zum Heloten wurde und noch jetzt ein solcher bleibt, ist nicht allein die Folge rohen Dreinschlagens seitens der Eroberer und consequenter Vernachlässigung und Verdammung durch die Colonialregierungen; es ist das nothwendige Ergebniss seiner geringen Geistesanlagen und seiner steten Inferiorität gegenüber dem Weissen.

In der beschränkten Lebenssphäre, zu welcher der Indianer berufen ist, muss man ihm nun alle Ehre angedeihen lassen. Er ist das Muster eines folgsamen und genügsamen Menschen. So lange die Krone Spanien und im Vereine mit ihr die Kirche jene Länder beherrschte, lebte er unter einem heilsamen Despotismus. War der königliche Corregidor ein roher Mensch, was nicht eben zu den Seltenheiten gehörte, so hatte der Indianer zu seinen Frohnden noch manche Grausamkeiten zu ertragen; sein Stumpfsinn half ihm aber darüber hinweg. Weit besser wohnte er unter dem Krummstabe. In vielen der entlegenen Jesuiten-

missionen*) scheint wirklich ein idyllischer Zustand im besten Sinne gewaltet zu haben, leichte Arbeit, Ruhe und Frieden. Hat die gute alte Zeit seit der Lostrennung von Spanien auch ihr Ende gefunden, so ist das individuelle Leben des Indianers doch wesentlich das gleiche geblieben. Er ist nach wie vor das Lastthier des Landes; nur fehlt ihm häufig der wohlthätige Zwang zur Arbeit, und er leistet daher thatsächlich weniger als früher. Wer keine höheren Anforderungen an den Indianer stellt als dessen Geisteskräfte zulassen, wird nur selten mit ihm unzufrieden sein. Ich selber habe stets Ursache gehabt meinen Maulthierknechten in jeder Beziehung das beste Lob zu ertheilen; folgsam und willig, treu und ausdauernd verrichteten sie ihr Tagewerk und ich bin überzeugt, dass nicht ein einziger sich je das geringste dabei gedacht hat. Sind die Nerven des Reisenden auf das äusserste gespannt durch allerhand Aerger und Mühen, welche weisse Menschen ihm bereiteten, dann fühlt er sich am wohlsten mit seinen braunen Begleitern, trotz des weiten geistigen Abstandes, welcher den Europäer vom Indianer trennt.

Die weisse Bevölkerung im tropischen Amerika ist zahlenmässig eine sehr geringe, wenn man nur die Personen ungemischten Blutes zu derselben rechnen will. Obwohl sichere statistische Angaben nicht vorliegen, so glaube ich doch kaum fehl zu gehen, wenn ich dieselbe auf weniger als zwei Millionen veranschlage. Von der Gesammtzahl entfällt über die Hälfte auf Cuba und Mexico. Es erscheint dies begreiflich, denn auf Cuba wurde die einheimische Bevölkerung völlig verdrängt und in Mexico ward ein grosser Theil des Binnenlandes von einwandernden Spaniern besiedelt, während im tropischen Südamerika die Colonisation sich wesentlich in dem schmalen Streifen zwischen den Cordilleren und der Küste hielt, und höchstens einzelnen Flussthälern, wie dem Magdalena, in das Innere des Landes folgte. Verhältnissmässig die beträchtlichste Anzahl rein weisser Familien findet sich im tro-

*) Eine anziehende Schilderung dieser Missionen findet sich in Keller-Leuzinger's schönem Werke: The Amazon and Madeira rivers, deutsch in Stuttgart erschienen.

pischen Südamerika dort, wo zu spanischer Zeit die Centren der Verwaltung waren: in Lima, in Quito, um Bogotá und Carácas. Sonst ist das rein spanische Blut recht vereinzelt im Lande; hin und wieder tritt es gedrängter auf in einer fruchtbaren Landschaft mit gemässigtem Klima, wie in den jetzigen Staaten Santander und Antioquia der Republik Colombia. Weit leichter noch als die Spanier scheinen in Brasilien die Portugiesen sich mit fremden Racen gemischt zu haben; im ganzen Kaiserreiche sollen die angesessenen Familien zu zählen sein, in deren Adern nicht ein Tropfen Indianerblutes oder Negerblutes flösse.

Sobald vom Character der Hispano-Amerikaner die Rede ist, braucht man sich nicht streng auf das rein spanische Blut zu beschränken. Die Mischlinge, in allen Tönen vom Hellgelb bis zum Dunkelbraun, haben sich im wesentlichen die schlechten Eigenschaften der Weissen angeeignet und nur selten die guten der indianischen Race beibehalten. Es klingt hart und vielleicht gewagt, dass ich in kurzen Worten über so viele Menschen aburtheilen will; allein wer immer das tropische Amerika bewohnt und bereist hat, wird mir Recht geben wenn ich die dortige Civilisation als ein Zerrbild der europäischen, und ihre Träger, die Weissen und Mischlinge, als eine gegenüber ihren spanischen Vorfahren entschieden herabgekommene Race bezeichne.

Am greifbarsten zeigt sich diese Verkommenheit im öffentlichen Leben. Zustände wie sie in diesen sogenannten Republiken des tropischen Amerika an der Tagesordnung sind, würden in der Türkei längst ein Einschreiten sämmtlicher Mächte herbeigerufen haben. Unter dem trügerischen Deckmantel des gleichen Rechtes für alle herrscht eine Tyrannis, wie Europa sie seit den schlimmsten Zeiten des römischen Kaiserthumes nicht gekannt hat. Die Dictatoren Francia und die beiden Lopez in Paraguay, Melgarejo in Bolivien, Rosas in der Argentinischen Republik brauchten den Vergleich mit Caligula und Nero nicht zu scheuen, wenn ihnen nicht die römische Bildung und gewissermassen die Eleganz von deren Ausschweifungen abgegangen wäre. Auch der noch empfindlichere Mangel an Geld tritt den Herrschergelüsten der

Machthaber oft störend entgegen. An gutem Willen zu Ausschreitungen aller Art fehlt es wohl keinem unter ihnen. Wenn ein Präsident von Venezuela sich selber Colossalstatuen errichtet und sich den Titel „Ilustre Americano“ beilegt, so ist das freilich eine weit harmlosere Unterhaltung als die Massenmorde, welche bei jeder politischen Umwälzung in jenen Ländern die Partei der Gegner treffen und vor denen die Pariser Commune beschämt die Segel streichen muss. Wie ich in meiner Erzählung schon betonte, ist Freiheit und Gleichheit stets Deckmantel, tönende Phrasen die stete Begleitung, und persönliche Ehrsucht, Habsucht und Rachsucht unabänderlich das treibende Moment der nie beendeten Wirren.

Wie traurig das Leben in solchen Ländern sich für den einzelnen Bürger gestalten muss, ist hiernach leicht zu begreifen. Doch sind nicht alle dieser Republiken gleich tief gesunken; in manchen haben die natürlichen Hülfsquellen so lebhafte Beziehungen zu Europa entstehen lassen, dass das civilisirte Element von jenseits des Oceans die wilden Triebe der Einheimischen einigermassen in Schach hält. Von Chile und Brasilien rede ich hier überhaupt nicht. Vermöge seiner minder unruhigen Bevölkerung und seiner Regierungsform steht das eine dieser Länder, vermöge günstigerer wirthschaftlicher Verhältnisse (die ich oben näher entwickelt habe) das andere hoch über der ungeordneten Gruppe jener Republiken. Will man unter diesen letzteren eine Stufenleiter aufstellen, so gilt als Regel, dass die grössere oder geringere politische Gesittung der Ausdehnung der Küsten und der Entwickelung der Verkehrswege entspricht. Bolivien, Ecuador und Colombia stehen daher am Fusse der Leiter, die Argentinische Republik und Uruguay an deren Spitze. Die Mitte halten solche Länder wie Peru, Venezuela, Mexico und die centralamerikanischen Staaten. Selbstverständlich besitzt ein derartiger Vergleich nicht Geltung für alle Zeiten. Ein fähiger und ehrlicher Tyrann kann zeitweilig Ruhe und Ordnung schaffen und sein Land auf eine höhere Stufe heben; freilich zerfällt das Geschaffene sofort nach seiner Ermordung, welche hier zu Lande als die natürliche Todesart eines Präsidenten betrachtet wird.

Haben die Nachkommen der spanischen Race es nicht verstanden ihr politisches Gemeinwesen dauernd zu befestigen, so ist es ihnen noch weit weniger gelungen gesunde wirthschaftliche Verhältnisse zu schaffen, die ja ohne Ruhe und Frieden im Lande nicht bestehen können. Im Laufe meiner Erzählung bin ich so vielfach auf diese Zustände und ihre Mängel zurückgekommen, dass ich mich einer Wiederholung wohl entschlagen darf. Hierin eben, in der Unfähigkeit des Eingeborenen sich selber fortzuhelfen, liegt die Handhabe zu dem unendlichen Uebergewicht, welches der europäische Kaufmann in Südamerika erlangt hat. Der gesammte Grosshandel ist in seinen Händen; die Ausnahmen von der Regel sind kaum nennenswerth. Wollten die Europäer im tropischen Amerika auch nur für ein Jahr ihre Geschäfte schliessen, so würde nothgedrungen das Volk alsbald zur Sitte seiner Vorfahren zurückkehren müssen, sich in Baumblätter kleiden und von Bananen leben.

Sehr verschieden ist die Stellung, welche jede einzelne Nationalität unter den Europäern einnimmt. Der deutsche Grosskaufmann beherrscht fast ausschliesslich den Handel in Mexico und Centralamerika, in Venezuela und Colombia; er theilt ihn mit dem Engländer an der Westküste von Südamerika und mit anderen Nationen noch in den Laplatastaaten und in Brasilien. Wie in Peru und Chile der Export der Massenartikel vornehmlich den Engländern, der Import von Manufacturwaaren den Deutschen zufällt, habe ich oben bemerkt. Der neu eingewanderte Spanier widmet sich vielfach dem Kleinhandel in Mexico, während in Peru, Chile und den Laplatastaaten fast ein jeder Krämer aus Italien stammt, und vornehmlich aus der Umgegend von Genua. Nach Brasilien ziehen sich der Stammesverwandtschaft halber die Portugiesen. Von landwirthschaftlichen Colonieen finden sich deutsche compact im südlichen Brasilien und im südlichen Chile, Landbauer und Viehzüchter aller Nationen in den Laplatastaaten. Die Republiken des tropischen Amerika haben es noch nicht zu einer geregelten Ansiedelung europäischer Ackerbauer bringen können. Was hie und da geschaffen wurde, zerfiel und verging

bald durch die wüsten Umtriebe des politischen Lebens und durch die Ungunst des tropischen Klimas. Der Mann des Nordens ist nun einmal für eine eigene Sphäre der Thätigkeit geschaffen, und ein jeder Versuch ihn als Ackerbauer in den üppigen Wuchs der Tropen zu versetzen, muss und wird scheitern. Verliert er nicht sein Leben und seine Gesundheit, so büsst er dafür sicher sein bestes Erbtheil ein, seine nordische Thatkraft. Sehr treffend sagt ein englischer Dichter:

> Nature gave to the dweller with the pine
> Dominion over palm and vine.

Der Europäer beherrscht die Tropen auch ohne ihren Boden selbst zu pflügen. Hätten die Engländer in Indien sich mit den Eingeborenen vermischen und das Land mit eigenen Händen nutzen wollen, so stände ihre Herrschaft auf schwachen Füssen.

Ein grosses Element von Fremden ist schliesslich weit und breit über das ganze Land zerstreut. Wo Kunstfertigkeit oder Wissen beansprucht wird, findet der Europäer seine Stelle von Mexico bis Patagonien. Deutsche und englische Techniker leiten die grösseren Unternehmungen allenthalben, deutsche Handwerker finden sich an den entlegensten Orten. Es würde dem Einheimischen spanischer Race keineswegs an Anlagen fehlen, eine jede Wissenschaft, ein jedes Gewerbe sich anzueignen; allein ihm gebricht die Ausdauer und dem Lande mangeln die Schulen. Kaum in einem Punkte moderner Civilisation ist es schlechter bestellt als gerade in diesem. Brüstet sich auch manche Landeshauptstadt mit Universitäten und technischen Lehranstalten, so dringen deren Früchte doch selten über die eigenen Mauern hinaus. Ausserhalb derselben herrscht die crasseste Unwissenheit, unter den höheren Ständen nicht minder als unter den niederen. Es ist eine beliebte Phrase bei den Politikern der liberalen Parteien, die Verantwortlichkeit für diese geistige Stagnation auf die Schultern der Priester abzuwälzen. Ich will auch keineswegs läugnen, dass die dortige Kirche in ihrer jetzigen Gestalt nicht eben der Träger des Wissens und der Lernbegierde sein mag; allein alles geistige Gut, welches Südamerika in verflossenen Jahrhunderten sich angeeignet hat,

verdankt es schliesslich der römischen Kirche. Mag man über die Priesterherrschaft unter der spanischen Krone denken wie man will, doch kann unmöglich die jetzige Generation in Südamerika es der Kirche zur Last legen, dass das seit einem halben Jahrhundert zur Herrschaft gelangte Laienelement sich im Lernen und im Lehren gleich unfähig erwiesen hat.

Aus der hervorragenden Stellung, welche allenthalben in Mittelamerika und Südamerika die deutschen Kaufleute einnehmen, ist oft gefolgert worden, dass die deutsche Waarenausfuhr nach jenen Ländern sich ebenbürtig mit der englischen messen könne. Leider ist dem nicht so. Die grosse Masse der Einfuhrartikel bilden bedruckte Baumwollenzeuge und Eisenwaaren, und in beiden ist der englische Import unverhältnissmässig bedeutender als der deutsche. Unter den mannichfachen Ursachen, welche dieses Verhältniss geschaffen haben und noch jetzt aufrecht erhalten, ist nun eine, gegen welche sich das deutsche Ehrgefühl wohl sträuben mag, ohne sie jedoch einfach fortläugnen zu können. Es ist der Wahlspruch: schlecht und billig, welcher deutsche Waaren jenseits des Meeres vielfach discreditirt hat. Als bei Gelegenheit der Weltausstellung von Philadelphia zum ersten Male ein öffentlicher Tadel in dieser Richtung ausgesprochen wurde, da ging durch sämmtliche Blätter Deutschlands ein Schrei der Entrüstung, nicht sowohl über die Thatsache, sondern über den Mann, welcher sie frei und offen darlegte. Wer hingegen wie ich Gelegenheit gefunden, von Canada bis Buenos Aires die Meinung deutscher Importeure über die Frage zu hören, der muss leider zugeben, dass in der That schlechte Waare, sorglose Verpackung, kleinliche Pfennigfuchserei und Mangel eines coulanten kaufmännischen Verfahrens die deutsche Industrie im Auslande arg geschädigt haben. Für einen Schuldigen müssen in diesem Falle stets zehn Unschuldige büssen; der Fehler, welchen der Einzelne begangen, wird im Auslande unfehlbar der Gesammtheit zur Last gelegt. Um so schlimmer ist es hiermit bestellt, als in allerjüngster Zeit ein neuer mächtiger Concurrent auf dem südamerikanischen Markte aufzutreten beginnt, der Handel der Vereinigten Staaten. Es

steht jedenfalls der deutschen Industrie auf diesem Felde ein schwerer Kampf bevor, und sie wird alle ihre Kräfte und ihren besten Willen aufwenden müssen, um als Sieger oder zum mindesten als gleichberechtigter Theilnehmer daraus hervorzugehen.

Dem deutschen Kaufmanne ist kein Vorwurf daraus zu machen, dass er mehr englische und andere fremde Waare importirt als die seines eigenen Landes. Soll sein Geschäft nicht zu Grunde gehen, so muss er seinem Kunden die Waare liefern welche dieser verlangt. Er ist in den Tropen überhaupt nicht auf Rosen gebettet. Eine einzige Revolution, von einer Handvoll von Störenfrieden frevelhaft angezettelt, verschlingt oft den sauren Erwerb seines thätigen Lebens. Von der Pracht der Tropen wird ihm nichts zu Theil, das Geschäft fesselt ihn an dumpfige Schreibstuben und reibt seine Nerven auf im Verkehre mit unsympathischen Menschen, einer gänzlich fremden Geistessphäre angehörend. Wer mag es ihm also verargen, wenn er seinen Sinn auf Erwerb allein richtet?

Vielfach regte sich im jüngsten Jahrzehent der Gedanke an deutsche Colonisation, und nicht an letzter Stelle wurde an Südamerika gedacht. Ich muss gestehen, dass ich von solchen Entwürfen einen wahrhaften Nutzen für das Heimathland nicht erwarten kann. Der Träger deutscher Bildung in diesen Strichen ist der deutsche Kaufmann, nicht der Ackerbauer. Die heisse Zone stellt dem Landmann nordischen Blutes solche Hindernisse entgegen, dass an ein Blühen und Gedeihen nie zu denken ist, höchstens an ein Vegetiren. Anders liegen die Verhältnisse in der südlichen gemässigten Zone. In den Südprovinzen Brasiliens, in den Laplatastaaten und Chile erfreuen deutsche Ackerbauer sich mancher Orten eines dauernden Wohlstandes. Allein ihr Vortheil ist ein individueller; was dem Heimathlande davon zu Gute kommt, liegt mehr in der idealen Vorstellung als in der Wirklichkeit. Geht es den Auswanderern gut, so trennen sie sich mit Ausnahme der Muttersprache bald völlig von der Heimath los, geht es ihnen schlecht, so beanspruchen sie auf Kosten der Regierung als Proletarier in die Heimath zurückbefördert zu

werden. Die Enthusiasten, welche in der Colonisation allein das Heil Deutschlands erblicken, scheinen stets zu vergessen, dass die gemässigte Zone beider Hemisphären politisch bereits an andere Nationen vergeben ist, und dass auf eine dauernde Zugehörigkeit deutscher Ackerbaucolonieen zum Heimathlande daher nicht gerechnet werden kann. Dasjenige Element, welches Deutschland im Auslande am meisten zu kräftigen geeignet ist, bleibt der deutsche Handelsstand in Verbindung mit der deutschen Industrie. Wer diesen neue Kräfte zuführt, der macht sich verdient um das Vaterland.

Es ist eine leidige Sitte, Betrachtungen über Länder und Menschen mit einem Blicke in die Zukunft zu schliessen. Amerika hat im Laufe des letzten Jahrhunderts solche Umwälzungen erlitten, dass kein prophetischer Geist ahnen darf, wie es in einem ferneren Menschenalter um die jüngste Grossmacht der Welt, die Vereinigten Staaten, bestellt sein mag. Anders lässt sich über die Länder der spanischen Race urtheilen. In den Tropen sehen wir seit der Lostrennung vom Heimathlande mehr Rückschritt und Stagnation als wahren Fortschritt, und wir können folgerichtig daraus schliessen, dass im nächsten Menschenalter der Zustand wesentlich der gleiche sein wird. Europäischer Unternehmungsgeist mag die Wildnisse mit Eisenbahnen durchziehen und einen jeden Wasserlauf mit Dampfschiffen befahren; allein der Character des Eingeborenen wird dadurch keine Veränderung zum Besseren erfahren und die regellosen Wirren des öffentlichen Lebens werden nicht aufhören. Auch der Wohlstand des Landes, ich meine der Gesammtheit seiner Bewohner, wird sich kaum heben. Wie wenig ich von dem oft gerühmten natürlichen Reichthume des tropischen Amerika halte, so lange der Creole eben Creole und der Indianer eben Indianer bleibt, habe ich im Laufe der Erzählung zur Genüge betont. Besser mag es um die südlichen Länder bestellt sein. Hier strömen Europäer in solchen Mengen ein, dass der Einheimische, sei er Spanier oder Gaucho, sich auf die Dauer ihrer Einwirkung nicht wird entziehen können. Wie Nordamerika die Kornkammer der Welt zu werden beginnt,

so besitzt der Süden einen unerschöpflichen Reichthum an Vieh, und auf dieser natürlichen Grundlage des Wohlstandes im Verein mit europäischem Einflusse wird in nicht zu ferner Zeit vielleicht ein geordnetes Gemeinwesen sich aufbauen.

Wem es vergönnt ist, die neue Welt vom Norden zum äussersten Süden zu durchstreifen, dem tritt lebendig die Bestimmung des Menschen vor Augen, durch Arbeit sein Brod zu verdienen. Wo durch das Werk seiner Hände der Scholle die Frucht abzuringen ist, gelangt er zum Wohlstande — wo eine wuchernde Natur ihm das Leben mühelos und leicht zu bieten scheint, da bleibt er elend und dürftig.